

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338948](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338948)

selige Gnadenbild über dem Tabernakel, die Himmelsmutter mit dem göttlichen Kindlein. Es ist, als ob die Muttergottes dem Wallfahrtsweiblein liebevoll zunicke. Da sagt die Pilgerin auch zur Himmelsmutter: „Liebe Frau, du weißt es schon.“

Alles ist voll Dank und Feier, voll heimlicher Hingeblichkeit an der Haselbäurin.

Eine stille Morgenmesse hebt an. Die Pilgerin sitzt ruhend in einem Betstuhle und versenkt sich in die Geheimnisse des Heilandsopfers. Sie ist nun nicht mehr allein. Beter und Pilger aus der Stadt und von weit her finden sich ein. Und wie einige von diesen zu einem Beichtstuhl treten, schließt sich auch die Haselbäurin an. Ihr Gewissen ist längst erforscht; das ganze Leben liegt vor ihr wie ein aufgeschlagenes Buch. Todsünden sind kaum darin; denn wer alleweil im Lebenskampfe auf Gottes Seite steht, hat keine Zeit zum Todsündigen. Dieses seltsame Lebensbuch hält die Haselbäurin dem forschenden Vater vertrauensvoll hin, und wie sie den Beichtstuhl verläßt, sieht ihr der bärige Ordensmann ehrfürchtig nach: O du tapferes Weib, o du heilige Mutter...

Wieder kniet die Pilgerin am Hochaltar, den Leib des Herrn zu empfangen. Und wie sie die Himmelsspeise in sich aufgenommen hat, weiß sie wieder nur ein armseliges Wörtlein: „Lieber Herrgott, bleib bei mir, jetzt und für immer! Meine Zeiten sind gezählt, die Ewigkeit ist nahe. Und ich bitte dich, laß alle Menschen so selig sein am Lebensabend wie mich heute! Gelt, du weißt es schon, wie ich meine!“

Still ist der Vormittag vergangen.

Still sitzt die Haselbäurin zur Mittagsrast mit anderen Pilgersleuten am Rande eines Brunnleins auf dem Kirchenanger und verzehrt ihr Mitgebrachtes. Dann glättet sie die Schürze und geht noch einmal ins Kirchlein, um vom Heiligtume Abschied zu nehmen.

Das Glücksgefühl in ihrem Herzen hat sich gesänftigt; es ruht darin wie ein Demantstein von unvergänglichem Glanze. —

Wie sie geht, hängt sie in der Vorhalle zum Heiligtum eine Weihetafel zu den unzähligen anderen, die fromme Pilger in erhörtem Anliegen gelobt und gestiftet haben.

Ein kurzer Kernspruch steht auf der Weihetafel der Haselbäurin: „Gott wirkt keine Wunder, das du selbst nicht wirkst.“



MUTTERGOTTES AM WEGE

An dieser Wegescheide steht dein Bild,
seit ich die Schritte hier vorüberlenke,
und leer und öd will scheinen das Gefild,
wenn von der Stelle ich hinweg dich denke.

Bist an den Wegen du schon lang zu finden?
So laß mich Mutter heute einmal fragen.
Und welcher Ahn hat unter diesen Linden
Verehrung einst so sehr zu dir getragen?

Du lächelst fern — ein Lächeln,
das an Säumen
von Bergen Meeren und von Sternen ruhet:
„War nicht vor je Geschaffnem ich auf Wegen
ich jener Weisheit, die an diesen Bäumen
auch dich von Kindheit an vorbeigeführt,
damit dein Menschenbild erblüh
in meinem Segen?“

JOSEF BORSIG

Wohl mancher Pilgersmann mag sich über das Merkwort wundern: Ei, kann denn auch der Mensch Wunder wirken? Wie kommt nur der unchristliche Spruch da herein? — Aber manchen, der fürwitzig ein vorschnelles Wunder am Gnadenort erwartet, mag aus dem Merkwort die Wahrheit anleuchten, die in ihm steckt, und mancher wird vielleicht so selber dazukommen, Wunder zu wirken wie die Haselbäurin.

Und so mag es hinfort auch mehr Wallfahrer geben, die nicht zum Wunderbetteln, sondern zum Wunderdanken ins Weihthum treten. Je mehr Mühselige das Wörtlein in Gottes Namen ausprobieren, desto mehr glückliche Danksager wird es geben. Und es wird wohl nicht zweifelhaft sein, welche Sorte dem lieben Gott wohlgefälliger ist, die faulen Bettler oder die fleißigen Danksager.

F. Schrönghamer-Heimdal

VATER UND SOHN

Der Sohn mit 10 Jahren: Der Vater weiß viel!
mit 15 Jahren: Ich weiß ebensoviel wie der Vater!
mit 20 Jahren: Der Vater weiß eigentlich gar nichts viel!
mit 30 Jahren: Man könnte den Vater einmal fragen!
mit 40 Jahren: Der Vater weiß doch etwas!
mit 50 Jahren: Der Vater weiß alles!
mit 60 Jahren: Wenn ich den Vater doch nur fragen könnte!

Hansjakobland

Inmitten der Hochfläche, die der südliche Schwarzwald zwischen der jungen Elz und der mittleren Kinzig bildet, erhebt sich der grüne Kegelstumpf der Heiðburg. Von der Burg selbst, deren Name in die römische Vorzeit des Landes zurückdeutet, ist keine Spur mehr vorhanden. Zwischen den überhöhten Rändern des flachen Gipfels liegt ein Stück romantischer Waldeinsamkeit eingebettet. Nur die Überreste einer Zisterne deuten auf frühere Besiedelung. Kiefern, Buchen und Birken stehen auf Moos- und Rasenflächen. Brombeerhecken umranken glatte Sandsteinfelsen. Es ist, als sei in einem Kelche ein Tempel für Naturandächtige emporgehoben übers weite Land. Fernher und seltsam unwirklich klingen die Herdenglocken. Wie im Traum flüstern die vom Wind bewegten Zweige, und wenn im Gestrüpp plötzlich eine Schlange raschelt, denkt man eher an irgend ein Märchenwesen als an Kreuzottern. Nichts erzählt dieser merkwürdige, abgeschiedene Ort von der Vergangenheit. Er löst den Wanderer, der hier rastet, aus der Zeitlichkeit . . .

Hier rauscht der gleiche Südwind, den einst der römische Krieger, auf den Zinnen des Kastells stehend, an seiner Schläfe spürte. Die gleiche Sonne, die auf die Burgdächer brannte, glüht nun die Felsen an. Und die blaue Himmelswölbung, die über dem Hohnest der Heiðburg steht, stand unbeweglich still droben in den blutigen Sommern des Dreißigjährigen und des Weltkrieges. Zwei Jahrtausende sind wie ein Tag. — Nur Musik könnte aussprechen, was dort oben den Menschen bewegt — die Weise der Schalmei.

Vom Rand des emporgehobenen Kelches überblickt man die Welt der Berge und Täler. Senkte sich vorher im Innern des Kelches der Himmel in zeitlosen Gedanken herab, so fühlt man nun von allen Seiten sich von der Macht und Schönheit der Erde bedrängt. Es ist, als wäre alles angeordnet um diese Höhe, als blickten die grünen, schwarzen und blauen Berge zu einem Mittelpunkt hin und grüßten den Beschauer. Irdisches meldet sich und zieht den Blick hinab in die Täler, die mit den Teppichen der gelben Ährenfelder ausgeschmückt sind. Einzelne Gehöfte und Dörfer erinnern an die Menschen, die dort sich mühen, ausruhen, fröhlich und traurig sind, alles zu seiner Zeit. Das Frischnau-, Biederbach- und Prechtal, das Mühlenbach-, und das Hofstetter Tal führen hinab zur Elz und zur Kinzig. Ein stilles Land mit Straßen und Wegen ist ausgebreitet über die Wasserscheide. Wer es durchwanderte, wer seine Bewohner belauschte, weiß ihm den Namen zu geben: Hansjakobland.

Die hochgewachsene Gestalt des Pfarrers von St. Martin in Freiburg, des Sohnes vom Eselsbeck in Hasle, ist schon fast zu einer mythischen Figur geworden. Auf den Wanderstock leicht aufgestützt, die Linke in die Seite gestemmt, blickt er mit leicht erhobenem Kopf unter dem breiten Wotanshut über das Land.

Er hat es uns nahegebracht, er hat eine Einheit gemacht aus all den entlegenen Höfen, den langgestreckten Dörfern, den behaglich sich breit machenden Städtchen: Hansjakobland.

Der Dichter der Wilden Kirschen und der Schneeballen ist freilich kein Landschaftler, der mit Worten ein Bild dieser Bergwelt zeichnet, wie etwa Adalbert Stifter den Böhmerwald. Immer handelt es sich in diesen Büchern zuerst um die Menschen, die auf diesen Bergen und in diesen Tälern wohnen, und immer gibt Hansjakob sich selbst als einen aus dem Volke, das hier nicht eine Masse bedeutet, sondern aus den eigenartigsten Köpfen besteht. Wie diese Menschen zu ihrer Bergheimat stehen, wie das unsentimentale Heimatgefühl verwoben ist mit tiefer und echter Religiosität, und wie aus beiden Wurzeln die besten Kräfte dieses Volkes aufsteigen, das erfährt man aus Hansjakobs Werken. Einen literarischen Maßstab darf man diesen Geschichten zunächst nicht anlegen, das ist oft schon gesagt worden. Das Beste und Echteste dieser Bücher wäre nicht zutage getreten, hätte sich der Dichter um die epischen Formen gekümmert. Es ist nicht seine Art und nicht die seines Volkes, sich wortreich an der Schönheit seiner Heimat zu entzücken. Sich lyrisch über den „traulichen Mühlgrund“, das „Quellengetön“ und die „schwarzdunkeln Höhn“ zu ergießen — welch schwächliche Sentimentalität, welch geistige Entartung, welch modische Narrheit wäre das für einen Mann vom Schlage Hansjakobs gewesen! Kein Schwarzwälder Hofbauer schwärmt von der Schönheit der Heimat: er widmet der Heimaterde seine Kraft; seine Liebe ist nicht sentimental, sondern tätig. Und doch ist zwischen den Zeilen der Hansjakobschen Erzählungen die Landschaft zu finden. In großen Überblicken, nicht in Stifterscher Kleinmalerei wird das Land geschildert. Der Epiker, der trotz des Rasonierens in Hansjakob steckt, läßt seine Gestalten gern weite Gänge über das Land machen. Im „Vogt auf Mühlstein“ wird die Höhe zwischen Nordrach- und Harmersbachtal geschildert, und Karl Sandhas, der „narrische Maler“ marschiert von Freiburg aus über die Biereck an der Heiðburg vorbei nach Haslach, wo sich sein Schicksal erfüllt. Auch im „Leutnant von Hasle“ wird das um die Heiðburg ausgebreitete Land vom Helden durchwandert. Kurz und sachlich wie Regiebemerkungen in einem Drama sind stets die Andeutungen der Landschaft. Es ist fraglich, ob diese sparsamen Worte hinreichen, dem eine Vorstellung der Landschaft zu geben, der nie mit eigenen Augen diese Berge und Täler sah. Die illustrierten Ausgaben haben bei Hansjakob eine gewisse Berechtigung. Besonders die von Hasemann geschmückte Ausgabe des „Vogts auf Mühlstein“ ist zu loben. Hier hat der Maler den Dichter ergänzt, hier wird dem Leser die Schönheit des Hansjakoblands, von der der Autor so wenig Wesens macht, sichtbar. Der

Blick in die Ferne von Bergeshöhen aus war es, der den Dichter immer wieder entzückte, so daß davon gelegentlich auch ein begeistertes Wort in seinen Geschichten laut wird. Die Grabkapelle, die Hansjakob schon bei Lebzeiten auf einer Anhöhe bei Hofstetten erbauen ließ, schaut weit hinaus ins Tal und auf die Berge. Föhren, Fichten, Birken, und Wacholder, die Autochthonen der umliegenden Berge, umsäumen den Ort, wo der Dichter die letzte Ruhe fand. Kaum irgendwo (außer auf der Fraueninsel im Chiemsee, wo Wilhelm Jensen und Emil Lugo nebeneinander ruhen) wird man eine ähnlich stimmungsvoll und persönlich gestaltete Grabstätte eines Volks- und Heimatdichters finden. —

Auf der Biereck, der Wasserscheide zwischen Elz und Kinzig, steht das Gasthaus zum Rößle. Es gehört zur Gemeinde Hofstetten, aber Biederbach, Elzach, Mühlenbach, Prechtal sind ungefähr gerade so weit von diesem einsamen Paßwirthshaus entfernt. Dort kann man die Leute des Hansjakoblandes kennenlernen. Hansjakob selbst hat den feinen Unterschied im Wesen der Bewohner südlich und nördlich der Wasserscheide gekennzeichnet: der obere Elztäl ist rauher, einsilbiger, trockener als sein Nachbar im Kinzigtal, der kultivierter, lebendiger und heiterer sich gibt und fühlt. Das Paßwirthshaus auf der kürzesten Verbindungsstrecke zwischen beiden Tälern ist ein natürlicher Mittelpunkt des Hansjakoblandes. Dort, in sechshundert Meter Höhe, findet alljährlich an Pfingsten der von Hansjakob beschriebene Schellenmarkt statt, auf dem alle Hirtenbuben der weiten Umgegend sich zum Kauf oder Tausch der Herdenglocken einfinden. Über diese Höhe hinweg findet auch ein großer Teil des Güterverkehrs zwischen beiden Tälern statt, während die staatliche Autolinie allerdings die bequemere Straße Prechtal—Mühlenbach befährt. In seiner stattlichen Reisekutsche kam der Pfarrer von St. Martin oft über diese Paßhöhe und hielt Einkehr im Rößle. Heute, da er im Hofstetter Kyffhäuser schläft, kann man in den Gesichtern seiner „Landeskinder“ die Züge seines charakteristischen und bedeutenden Antlitzes erkennen. Hochgewachsene „dinarische“ Gestalten, die an die Tiroler Franz Defreggers erinnern, kommen aus den entlegenen Höfen hier vorbei. Man sieht oft alte Männer mit dem gleichen pessimistischen Ausdruck um Mund und Nase, wie ihn Hansjakob zeigte. Seltener sind Augen, die, wie die seinen, ernst und scharf und kritisch blicken, um die aber gegen die Schläfen in feinen Fältchen der Schalk spielt. Die Lust zu polemisieren, die Freude an Spott und Nekkerie, an Spässen und ironischen Redensarten sind ein hervorstechender Zug im Wesen der Hansjakobleute. Es ist aber in all dem keine Bösartigkeit. Wenn etwa dort oben im Rößle erzählt wird, daß die Bewohner eines gewissen Dorfes in der Nähe nicht genau zwischen mein und dein unterscheiden wollen und darum beim Überlandgehen den Regenschirm an einer Schnur über den Rücken hängen — um die Hände frei zu haben zum Zugreifen . . ., oder wenn gesagt wird, daß einst im besagten Dorf

ein neugeborenes Kind der Hebamme einen Ring vom Finger gestohlen habe, dann darf man dies nicht ernst nehmen, sondern soll sich freuen an der Witzigkeit solcher Neckereien, hinter denen schließlich doch gerade das Gegenteil laxer Eigentumsbegriffe sich verbirgt.

Beim Lesen der Hansjakobschen Bücher fällt es auf, wie reich dieses Land an eigenartigen Köpfen, an Bauernoriginalen ist. Mancher Leser, der fern in der Großstadt sich daran erfreut, denkt wohl, daß die Phantasie des Dichters, der selber ein prächtiges Original war, hier mitgeholfen habe. Das ist unrichtig. Diese Täler bringen auch heute noch genug menschliche Besonderheiten hervor und bewahren sie trotz der manche äußerliche Originalität abschleifenden, von Hansjakob verfluchten, Zivilisation.

Alljährlich im August wird das Hansjakobland auf besondere Art lebendig, und die Seele des Volkes offenbart sich in eindrucksvoller, unvergeßlicher Weise. An dem Tage der großen Wallfahrt zum Hörnleberg im Elztal. Schon am Vortag und die ganze Nacht hindurch ziehen Männer und Frauen aus dem Kinzigtal über die Paßhöhe, und drüben bei der Lieben Frau zum Hörnleberg, der Mater Germaniae, treffen sich die Leute aus dem ganzen Hansjakobland. Groß, erhebend und echt deutsch ist dieses Hinwandern des Volkes zu seinem Heiligtum auf Bergeshöhe. Wer diese Leute sieht, die Frauen in bunter Tracht, die Männer in schwerer dunkler Kleidung, wie sie trotz der großen Hitze die beschwerliche Wanderung machen mitten in der arbeitsreichsten Zeit des Landmannes, der weiß, daß in diesem Volk noch die echte und tiefe Religiosität steckt, wie sie Hansjakob geschildert hat.

Franz Hirtler

Sommernacht

Es war oben auf der Hochebene der Baar in Dürrheim im Sommer des Jahres 1911. Man jammerte nach Regen und sah in die trockenklare Blauheit des Himmelszettes hinein.

Da, in der finsternen Sommermitternacht, bin ich zufällig aufgewacht und bin auf den Balkon hinausgetreten, und da hat mich die Pracht des Sternhimmels geradezu erschreckt und erschüttert. Die blaue Decke des Tages war weggezogen, und nun erglänzte auf der purpurnen Finsternis die Unendlichkeit Stern an Stern in aller Fülle des Lichtes — vom Zenit bis zum Horizont, von Ost über Süd bis zum West in aller Klarheit stand das Bild der Unermeßlichkeit, der Ewigkeit, des Allmächtigen vor mir. Es war mir, als stünde ich mutterseelenallein vor der Herrlichkeit des Herrn, und die funkelnden Sterne wären meine Brüder, und ich fühlte tief das Menschenglück dieses Schauens der unsagbaren Schönheit, mit dem sich mir, dem Erdenwurm, die Allmacht Gottes offenbarte. Kein Wissensgedanke störte mich, ob ich der Bruderschaft mit den Sternen würdig, ob ich klein oder groß sei, und daß auch mich, wie den Sternenhimmel, des Schöpfers Wille auf meinen Wegen leite . . . ja, es kam über mich, als ob auch ich teil hätte am schauenden Auge Gottes.

Hans Thoma